

dtv

Der kleinkriminelle Autoknacker Pascha wurde ermordet. Jetzt geistert seine Seele durch das Rechtsmedizinische Institut von Köln. Der Einzige, zu dem Pascha Kontakt aufnehmen kann, ist der bieder-brave Rechtsmediziner Dr. Martin Gänsewein. Und selbst das gestaltet sich schwierig, denn Martin liegt nach dem letzten gemeinsamen Abenteuer schwer verletzt im Krankenhaus. Pascha langweilt sich, bis er unerwartete Gesellschaft bekommt: Auch Ordensschwester Marlene hat nach ihrem dramatischen Ableben bei einem Brand in ihrem Kloster noch nicht den Weg in den Himmel gefunden. Die resolute Nonne ist für Pascha zwar nicht gerade »eine echte Tussi«, aber dass bei dem Klosterbrand etwas faul ist, wittert seine Spürnase sofort. Gemeinsam mit dem noch rekonvaleszenten Martin und dessen Nun-endlich-Freundin Birgit will das ungleiche Geisterduo die Wahrheit ans Licht bringen. Dabei geraten sie schnell in eine brenzlige Situation . . . Die witzig-freche Fortsetzung einer ganz ungewöhnlichen Freundschaft.

»Zum Brüllen komisch! Schräger, mit viel Fantasie geschriebener Krimispaß.« (›Gong‹ über ›Kühlfach 4‹)

Jutta Profijt wurde 1967 in Ratingen geboren. Nach dem Abitur ging sie ins Ausland, verkaufte Walzwerke, unterrichtete Unternehmensvorstände und Studenten und veröffentlichte 2003 ihren ersten Kriminalroman. ›Kühlfach 4‹ (2008, dtv 21129), ihr erstes Buch über den vorlauten Geist Pascha, wurde für den Friedrich-Glauser-Preis 2010 nominiert. Jutta Profijt lebt als freie Autorin in der niederrheinischen Provinz. Weitere Informationen: www.juttaprofijt.de.

Jutta Profijt

**IM KÜHLFACH
NEBENAN**

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jutta Profijt
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Kühlfach 4 (21129)
Kühlfach zu vermieten (21256)
Kühlfach betreten verboten (21340)
Schmutzengel (21206)
Blogging Queen (21306)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2009
4. Auflage 2013
© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter
Verwendung eines Fotos von gettyimages / Silvia Otte
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon Antiqua 9,8/12
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21185-7

PROLOG

Ich beginne diesen Bericht mit einem Vorfall, der sich ereignete, bevor die Handlung des Buches wirklich beginnt. Meine Lektorin meint, dies sei ein typischer Fall für einen Prolog und operte was von Aufbau, Dynamik, Spannungsbogen und lauter so Literatenkram. Die Frau ist ein Freak auf ihrem Gebiet, mir tut ein Prolog nicht weh, also hat sie recht und ich meine Ruhe. So muss man mit den Weibern umgehen.

Hier geht's also um einen Vorfall, von dem ich damals, als er sich ereignete, noch nicht einmal etwas ahnte. Und selbst wenn, hätte mich das nicht die Bohne interessiert. Zu dem Zeitpunkt wusste ich ja noch nicht, dass mein Leben wieder mal in den Crashtest geschickt werden sollte.

Ich rede übrigens von einem Brand. Nichts Außergewöhnliches, mögen Sie jetzt denken, aber da liegen Sie falsch. Denn erstens fand dieser Brand in einem mittelalterlichen Kloster statt, zweitens in dem Anbau, in dem die Obdachlosennotschlafstelle untergebracht war, und drittens führte der Brand dazu, dass ich Marlene kennenlernte. Aber zu ihr komme ich später.

An besagtem Abend also schliefen keine Obdachlosen in dem Anbau, weil die Heizungsanlage renoviert wurde. Der alte Gasofen, der in einer Ecke für tropische Tempe-

raturen, in der anderen aber höchstens für eine laue Brise und im gesamten Anbau für schlechte Luft gesorgt hatte, sollte gegen eine moderne, energiesparende Anlage ausgetauscht werden. Neue, billig auf der Wand verlegte Heizungsrohre führten zu den Fensternischen, in denen die Heizkörper installiert werden sollten. Gegen drei Uhr nachts brach das Feuer aus. Es zerstörte den Anbau, was für die Kunst- und Architekturgeschichte kein Verlust war, da der Anbau aus den Fünfzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts stammte und auch genauso aussah. Unterirdisch hässlich.

Eigentlich hätte sich niemand dort aufhalten sollen, da die Penner, wie bereits gesagt, wegen der Bauarbeiten übergangsweise umquartiert worden waren. Trotzdem fand die Feuerwehr nach der Löschaktion in den rauchenden Trümmern eine verkohlte Leiche. Eine zweite Person wurde schwer verletzt, als sie mit ihrem Löscheimerchen vor der altersschwachen Tür stand, die infolge einer Gasexplosion aus den Angeln gerissen wurde. Besagte Tür sowie ein nachfolgender Feuerball trafen die Löschwillige.

Die verbrannte Leiche landete im Kühlfach fünf des Rechtsmedizinischen Instituts der Uni Köln, die Verletzte wurde in das Krankenhaus gebracht, in dem auch Martin nach seiner Stichverletzung eingeliefert worden war. Und so fing alles an.

EINS

Ich habe Krankenhäuser immer schon gehasst, hasse sie auch jetzt noch und dieses hier hasste ich besonders. Nicht, dass ich den Leuten nicht dankbar war, dass sie Martin gerettet hatten, nachdem ich an seiner Beinahe-Ermordung schuld war. Aber das, was Martin rettete, machte mir das Leben zur Hölle: die ultramoderne Ausstattung der Siechenanstalt mit elektrischem, elektronischem oder sonst wie abgefahretem Gerät.

Für die, die mich noch nicht kennen, muss ich wohl erst mal klarstellen, mit wem sie es hier zu tun haben. Mein Name ist Pascha Lerchenberg und ich wurde im rattenkalten Februar dieses Jahres im zarten Alter von vierundzwanzig Jahren ermordet. Meine Seele verließ den Körper, fand aber den Tunnel mit dem Licht nicht und schimmelt seitdem hier herum. Bei Martin. Martin Gänsewein ist der Rechtsmediziner, der meine sterbliche Hülle obduzierte. Oder seziierte, wenn Ihnen der Begriff lieber ist. Beides bedeutet, dass er mich ausweidete wie ein Jäger die Sau, um alles genau zu untersuchen, und dann die Organe wieder in die Bauchhöhle stopfte und selbige mit groben Stichen zunähte. Martin wurde im Zuge der Ermittlungen in meinem Mordfall erstochen, konnte aber – anders als ich – wiederbelebt werden und befand

sich daher zu dem Zeitpunkt, als Marlene in mein Leben trat, kurz vor der Entlassung aus dem Krankenhaus.

»Martin«, rief ich erleichtert.

Endlich kam er mal aus seinem Zimmer heraus, in dem er sich die meiste Zeit aufhielt, obwohl die Ärzte ihm seit einer Woche sagten, er solle ruhig häufiger aufstehen und dürfe inzwischen sogar allein in den Krankenhauspark. Martin allerdings zog die Intimität seines Krankenzimmers vor. Nicht etwa, weil er sich in seinem flauschigen Frotteeschlafanzug unter dem Frotteebademantel in den echtwollenen Hausschlappen mit Elchmuster lieber nicht in der Öffentlichkeit zeigte. Nein, diese Art von Bewusstsein ging ihm völlig ab. Sein Peino-Pegel lag immer bei hundertachtzig. Martin zog das Krankenzimmer vor, weil es dort eine sehr empfindliche Notrufanlage mit Fernbedienung gab, die auf allzu starke elektromagnetische Wellen empfindlich reagierte. Und elektromagnetische Wellen sind das, woraus ich bestehe. Daher musste ich in seinem Zimmer immer sehr vorsichtig mit Äußerungen oder Gefühlsausbrüchen sein.

»Wann geht es denn nun endlich nach Hause?«, fragte ich.

Ich hatte die letzten Wochen abwechselnd im Krankenhaus und im Rechtsmedizinischen Institut verbracht. In Martins Krankenzimmer war es deprimierend und technisch gefährlich, im Rechtsmedizinischen Institut dagegen langweilig, weil ich dort ja zu niemandem Kontakt aufnehmen konnte. Zwar hatte ich es bei Martins heißer Kollegin Katrin immer wieder probiert, hatte ihr hormonell gesteuerte Artigkeiten in die Glockengasse geflüstert, aber sie entwickelte keinerlei Gespür für mich. Martin war und blieb mein einziger Kontaktmann.

»Montag«, entgegnete er einsilbig.

»Und wann gehst du wieder arbeiten?«

»Dienstag, wenn alles gut geht. Oder Mittwoch.«

Das waren gute Neuigkeiten. Sie stimmten mich milde, daher ließ ich Martin in Ruhe und zischte durch die Flure in Richtung Kinderstation. Dort war für elf Uhr der Auftritt des Clowns Zapperlapp angekündigt. Er kam jede Woche, um die Kurzen aufzuheitern. Bei gutem Wetter, wenn er auf dem Rasen vor dem Gebäude auftreten konnte, hatte er ein Kaninchen dabei, das ihn letzte Woche allerdings in den Finger gebissen hatte. Ich war neugierig, ob dem Fellträger dieser Fehltritt vergeben worden war oder ob der Clown privat weniger Spaß verstand und seinen Bühnenpartner geschmort, gewürzt und mit Klößen weggespachtelt hatte.

Der kürzeste Weg zur Kinderstation führt an der Krankenhauskapelle vorbei, und so erwischten mich die Weihrauchschwaden mit voller Breitseite. Eigentlich habe ich mit Kapellen, Kirchen und dem lieben Gott nichts zu schaffen, denn spätestens seit ich tot bin, hätte der Typ sich ja mal bei mir melden können. Tat er aber nicht, daher war seine Existenz für mich noch unwahrscheinlicher geworden, als sie es sowieso schon die längste Zeit meines kurzen Lebens gewesen war.

Aber Weihrauch mag ich. Er erinnert mich an Weihnachten mit meiner Oma, die, im Gegensatz zu meinen Eltern, nicht nur Socken, kratzige Wollpullover oder überschlaue Physikbücher schenkte, sondern Filmfiguren wie R2D2 und James-Bond-Autos. Die mit den beweglichen Teilen. Außerdem mochte sie mich und ich mochte sie, und das war in unserer Familie schon etwas Außergewöhnliches. Ich zögerte also. Es war noch etwas Zeit bis elf, daher folgte ich meiner Kindheitserinnerung und schwebte in die Kapelle. Die Figur der Namenspatronin des Krankenhauses war mit Blumen geschmückt, wahrscheinlich

war heute ihr Heiligentag. Daher auch der Weihrauch. Ich genoss den Katholikenjoint und war gerade dabei, in frühkindliche Sentimentalität abzuschmieren, als mich die Erkenntnis traf.

Ich war nicht allein.

Ein Blick genügte, um festzustellen, dass in den sechs Holzbänken niemand saß. Es gab weder einen Beichtstuhl noch sonstige dunkle Ecken, in denen sich ein Mensch hätte verstecken können. Trotzdem war jemand da. Und dieser jemand betete.

»Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnade ...«

Ich zitterte ungefähr genauso wie die Kerzenflammen, die im Luftzug flackerten und unheimliche Schatten an die Wände warfen.

»... der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Weibern ...«

Wenn ich mal Weiber sage, sind alle entsetzt.

»... und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.«

Gebenedeit? Nicht gebenedettot? Sind wir nun Papst, oder was? Ich kicherte. Das Gebet endete abrupt.

»...?«

Ja, meine Lektorin sagt auch, ein paar Satzzeichen und ein Fragekringel seien kein vernünftiger Diskussionsbeitrag. Eine Lektorin ist übrigens so was ähnliches wie eine Deutschlehrerin, die mit Rotstift im Aufsatz rumschmiert. Bei einem Buch darf also die Lektorin Fehler einkringeln, Bemerkungen an den Rand malen und böse Wörter streichen. Oder eine kleinkarierte Diskussion wegen einer wörtlichen Rede ohne Rede aber mit Fragezeichen vom Zaun brechen. Ich konnte in diesem Fall aber nicht klein beigeben, denn genau das, was da oben steht, waren die Wellen, die ich empfang. Keine Worte, nicht einmal ein klares »Hä?«, sondern einfach nur eine wortlose, schwabbelige, ausgefranselte Frage.

Bei mir wäre jetzt eine Zusammenrottung von Ausrufezeichen als Ausdruck meiner gefühlsmäßigen Verfassung angebracht, aber die fielen dem Rotstift der gnadenlosen Textamazone zum Opfer. Wie soll ich Ihnen also das Durcheinander in meiner Denkschüssel erklären? Seit meinem Tod hatte ich keine andere Seele getroffen, die noch in irdischen Gefilden herumhängt. Keine Ahnung, wo die alle sind, aber hier sind sie jedenfalls nicht. Zwei- oder dreimal habe ich den Weg einer Seele gekreuzt, die gerade einen Irdischen verließ. Die erste Begegnung dieser Art hatte ich mit Martins Seele, als er niedergestochen wurde. Zum Glück konnte ich den Martinsgeist überreden, beim Martinskörper zu bleiben, und dann kamen auch schon die Sanitäter, massierten die Herzgegend, beatmeten, was das Zeug hielt, und lockten das Seelchen damit wieder an seinen angestammten Platz. Hier im Krankenhaus traf ich zwei Seelen, die sich gerade aus dem Staub machten. Wohin? Keine Ahnung. Sie hatten es verdammt eilig und zischten einfach so an mir vorbei. Daher traf mich diese unerwartete Begegnung wie ein Remppler mit dem Heckspoiler.

»Hi, ich bin Pascha.«

Niemals zu lebhafteren Zeiten hätte ich mich freiwillig als Erster vorgestellt. Wenn man cool sein will, und das will außer Martin jeder, hält man die Quatschklappe, schießt grimmige Blicke aus den Frontscheinwerfern und lässt den anderen kommen. Aber wenn man ein Geist ist, oder für die Naturwissenschaftler auch gern eine »elektromagnetische Anomalie« (wie Martin zu sagen pflegt), dann kann man nicht grimmig glotzen und die Kontaktmöglichkeiten zu anderen Menschen sind extrem eingeschränkt. Ich war also aus der Übung. Und verweichlicht. Und einsam. Daher rutschte mir der verbale Kratzfuß einfach so raus. Voll peino. Hätte ich eine Zunge gehabt,

hätte ich mir jetzt draufgebissen, denn so uncool sollte man selbst als Geist nicht sein.

»Ich bin Schwester Marlene von den Liebevollen Schwestern der Heiligen Maria von Magdala.«

Ich musste dieses ganze Schwesterngespräch erst mal sortieren, bis ich kapierte, wer da vor mir schwebte: Die Tusse war eine Nonne! Ich konnte mein Pech nicht fassen. Oder war es ein fieser Trick vom lieben Gott, den ich – zwecks Beweis seiner allmächtigen Existenz – freundlich gebeten hatte, mir doch statt Martin lieber eine nette Ansprechpartnerin zur Seite zu stellen? Möglichst eine mit einem heißem Fahrgestell, großen Hupen und ordentlich Power im Motorraum? Und der Scherzkeks schickte mir einen Pinguin?

»Schickt dich der liebe Gott?«, fragte ich also nicht gerade begeistert.

»Der Herr lenkt alle unsere Schritte«, war die kryptische Antwort.

Oh, klar. Das war ja deren Masche. Bloß nicht festlegen. Warum gibt es Not und Elend auf der Welt? Die Wege des Herrn sind unergründlich. Wie kann Gott Kriege zulassen? Die Wege des Herrn sind unergründlich. Warum hängt Pascha als Geist auf der Erde herum, während alle andere Seelen sich woanders vergnügen? Im Paradies zum Beispiel. Oder im Himmel. Was nicht notwendigerweise dasselbe ist. Und wieder sind Gottes Wege unergründlich. Ich würde sagen, der Scheich hat kein Navi, deshalb sind seine Wege so unergründlich.

»Was verärgert dich denn so?«, fragte die Schwester von den Schwestern der Heiligen Schwester, die vor meinem geistigen Auge langsam Gestalt annahm: um die fünfzig, klein, ziemlich dick. Eher Masseweib statt Rasseweib. Immerhin schaute sie freundlich aus dunkelbraunen Augen hinter einer altmodischen Brille.

»Nichts«, murkte ich.

»Du hast auf Gesellschaft gehofft – aber nicht auf meine«, sagte sie.

Echt uncool, wenn eine Tussi dir in die Birne sehen kann. Zwar weiß alle Welt, was im Kopf eines Typen zu finden ist, schließlich denken wir alle – außer Martin, natürlich – immer nur an das eine, aber wenn man dann wirklich dabei erwischt wird, gibt es jedes Mal Theater.

»Es tut mir leid, dass ich nicht die bin, die du erwartet hast.«

Hä? Keine Standpauke über unkeusche Gedanken? Keine Entrüstung über die Fixierung auf große Hupen, geiles Fahrgestell und so weiter? Das war ja noch schlimmer. Die ganz weich gespülten Sanftmütigen, die für alles Verständnis haben, gehen mir erst so richtig auf den Sack. Diese salbungsvolle Lächellähmung mit dem entrückten Blick hat mich schon auf der Erde angekotzt, aber da konnte ich einen großen Bogen um alles machen, was einen Pfaffenkragen oder einen Nonnenrock trug. Hier allerdings? Ich versuchte einen unauffälligen Rückzug in Richtung Tür und Kinderclown.

»Bist du gerade hier – gestorben?«, fragte die Schwester.

»Nee. Ich bin schon ein paar Wochen tot.«

Ich konnte spüren, wie sie versuchte, diese Information in ihr Weltbild einzubauen, aber es passte so wenig wie ein Frontspoiler an einen Niederflurgelenkbus. Konnte ich nachvollziehen. Am Anfang hatte ich die Situation auch sehr undurchsichtig gefunden.

»Gibt es noch mehr ...«

»Ich habe bisher ein paar vorbeifliegende Seelen im Augenblick des Todes getroffen.« Mir wurde schwindelig wie beim Schleudertrauma, als ich daran dachte, wie Martins Seele plötzlich über seinem Körper aufgestiegen war. »Aber noch keine, die hiergeblieben ist«, erwiderte

ich. »Und ich muss gestehen, dass ich nicht mehr damit gerechnet hätte, noch eine zu treffen. Schon gar keine Nonne.«

»Warum schon gar keine Nonne?«

Riffelte die wirklich nichts oder stellte sie sich so praseldumm? Die Sache lag doch wohl auf der Hand. Aber gut, ich hatte es nicht wirklich eilig, also erklärte ich ihr meine Sicht der Welt.

»Nonnen sollten doch wohl, ähnlich wie Priester oder Päpste, ein Expressticket erster Klasse in den Himmel kriegen, oder?«

Sie schwieg.

Mir kam ein Gedanke. »Oder hast du was angestellt? Was Schweinisches?«

»Nein.«

Wieder keine Entrüstung, keine Leidenschaft, einfach ein gütiges Nein. Himmel, Arsch und Dreiwegekat, die Betschwester hatte eine Leistungsbeschränkung wie ein Kindermofa.

»Jetzt hab ich's«, rief ich, »du hast dich umgebracht. Selbstmord ist doch verboten bei euch – äh – Kutten-trägern, oder?«

»Ich bin in einem Feuer ums Leben gekommen«, erklärte sie freundlich und gelassen.

»Selbst gelegt? Heimlich geraucht?«

»Es brach auf einer Baustelle an unserem Kloster aus. In dem Anbau, der unter meinem Fenster liegt. Ich bemerkte den Rauch, der in mein offenes Fenster zog, ging hinunter und, nun ja, dann kam ich nicht mehr heraus. Die Tür war zu.«

»Zu? Wie zu?«

»Abgeschlossen.«

»Du gehst in einen brennenden Raum und schließt die Tür hinter dir ab?«

»Jemand anders hat die Tür verriegelt.«

Mir verschlug es die Sprache. Die freundliche Nonne sprach in aller Seelenruhe (!) davon, dass sie jemand in einen brennenden Raum eingeschlossen hatte. Und dass vielleicht sogar eine ihrer Mitschwestern ...

»Nein«, unterbrach sie meine Gedankengänge, »der Anbau ist nur von außen zugänglich, er hat keine Verbindungstür zum Kloster. Es konnte also jeder Beliebige die Tür hinter mir schließen.«

»Jeder, der zufällig nachts dort herumschleicht und einen Schlüssel hat.«

»Der Schlüssel lag in einer kleinen Mauernische neben der Tür, weil am folgenden Tag die Heizungsanlage geliefert werden sollte. Und die Bauarbeiter kommen normalerweise, während wir unsere Morgenandacht halten.«

Mir schossen eine ganze Reihe von Fragen durch den Elektronennebel, aber ich konnte unmöglich alle gleichzeitig stellen, also nahm ich eine heraus, die mir im Moment am naheliegendsten erschien. »Und was machst du jetzt hier im Krankenhaus?«

»Schwester Martha bemerkte ebenfalls das Feuer. Sie versuchte, es zu löschen und wurde dabei schwer verletzt. Sie liegt hier auf der Intensivstation.«

»Oh.«

Meine Bestürzung war echt und ozeanisch tief. Ich hatte immer eine panische Angst davor, zu verbrennen. Das war eine regelrechte Phobie, die ihren Ursprung in einer Nachrichtensendung Ende der Achtzigerjahre hatte, in der Bilder einer Brandkatastrophe gezeigt wurden. Ich war damals drei oder vier Jahre alt und hätte längst im Bett sein sollen, aber ich konnte nicht schlafen und schlich mich ins Wohnzimmer zu meinen Eltern, die vor der Glotze saßen. Die Bilder der verbrannten oder brennenden Opfer schockierten mich so, dass ich anfang zu weinen.

»Mein armer Junge«, sagte meine Mutter und nahm mich auf den Schoß.

»Wenn du nicht bald Ruhe gibst und schläfst, wirst du auch so enden«, sagte mein Vater. Ich schlief weder in dieser noch in den folgenden zwölf Nächten, traute mich aber nicht mehr, meine Eltern zu belästigen. Seitdem war mein Verhältnis zu offenem Feuer und zu meinem Vater eindeutig belastet.

»Wird sie durchkommen?«, fragte ich.

»Es sieht nicht gut aus«, entgegnete Schwester Marlene. Auf einmal klang sie nicht mehr ganz so ruhig.

»Über siebzig Prozent ihrer Haut sind verbrannt. Es wäre also vielleicht sogar besser, wenn der Herr sie zu sich nimmt ...«

Sie brach ab, vermutlich, weil sie selbst gerade geschnallt hatte, was auch ich spontan dachte: Wo war denn der Herr, der nach Marlenes Weltanschauung ja auch sie selbst hätte zu sich nehmen sollen? Der Sack hatte sich in ihrem Fall noch nicht blicken lassen, wieso sollte er sich also um die liebe Martha kümmern?

»Er hat es wahrscheinlich so eingerichtet, dass ich so lange bei Martha bleibe, bis ihr Schicksal entschieden ist«, erklärte Marlene mit Überzeugung. »Was immer mit mir oder mit Martha geschieht, geschieht nach Gottes Ratschluss.«

Na klar, sollte die frömmelnde Nonne doch glauben, was sie glücklich machte. Hauptsache, sie versuchte nicht, mich zu bekehren.

»Wie sieht der Stand der Ermittlungen aus?«, fragte ich, um von dem heiligen Gefasel wieder auf festen Boden zu kommen.

»Ermittlungen?«, echote sie ein bisschen zerstreut und eher desinteressiert.

»Ja, Ermittlungen. Was war die Brandursache? War es

eine Nachlässigkeit auf der Baustelle oder Brandstiftung? Und wer hat die Tür hinter dir verschlossen? Gibt es Spuren? Indizien? Verdächtige? Hat vielleicht Schwester Martha etwas gesehen, als sie versuchte, das Feuer zu löschen?«

»Die irdische Überführung und Bestrafung einer armen, fehlgeleiteten Seele ist für mich nicht mehr von Belang. Zu guter Letzt wird die himmlische Gerechtigkeit siegen.«

Hätte ich noch eine Hand und eine Stirn besessen, hätte ich mir Erstere mit Schwung gegen Letztere geknallt. So viel Verbohrtheit angesichts eines offensichtlichen Mordes, einer möglichen Brandstiftung und einer halb verkohlten Zeugin brachte mich zum Kochen wie eine Wüstenrallye das Kühlwasser.

»Erstens ist die Sache mit der himmlischen Rechtsprechung angesichts der nicht bewiesenen Existenz des Richters ein wenig unsicher, und zweitens könnte auch für deine noch im Kloster befindlichen Betschwestern eine gewisse Gefahr bestehen, solange dort jemand herum-schleicht, der seine Befriedigung in der Pyromasturbation sucht.«

Marlene schwieg betroffen.

»Ich wiederhole meine Frage: Was weißt du über den Stand der Ermittlungen?«

»Nichts.«

Das war eindeutig kleinlaut. Gut. »Dann lass uns herausfinden, ob deine Schwester etwas weiß.«

Marlene wollte erst widersprechen, hielt dann aber ihre klösterliche Klappe und schickte stattdessen ein Stoß-gebet zur Heiligenstatue mit der Bitte um Kraft für ihre Schwester in dieser schweren Zeit.

Wir düsten gemeinsam los. Einen Teil des Wegs legten wir über dem Kopf des Clowns zurück, der heute ohne Pelztier unterwegs war. Den Scherz mit dem geschmorten Freund verkniff ich mir, obwohl es mir schwerfiel.

»Warst du schon einmal hier?«, fragte ich, als wir vor der Intensivstation angekommen waren.

Marlene verneinte.

»Du musst ganz vorsichtig sein«, versuchte ich ihr zu erklären. »Halte deine Gedanken so gut es geht zusammen, sieh dir die Apparate nicht aus der Nähe an, und vor allem: Bleib absolut cool. Jede Gefühlsregung ist streng verboten.«

Ich hatte nicht den Eindruck, dass sie mir aufmerksam lauschte. Im Gegenteil. Sie war hibbelig wie eine Jungfrau vor der entscheidenden Nacht, wartete kaum, bis ich meine Belehrungen beendet hatte, und zischte in einer unheiligen Geschwindigkeit durch die Türritze in den abgesperrten Bereich und direkt weiter in das Zimmer ihrer Ordensschwester. Ich beeilte mich, hinterherzukommen.

»Dort liegt sie«, flüsterte Marlene ergriffen.

So ungefähr müssen die ägyptischen Mumien ausgesehen haben, als sie ganz frisch gewickelt waren. Meine alten Beklemmungen angesichts von Brandopfern trafen mich wie ein Kieslaster auf abschüssiger Strecke. Ich kämpfte sie mit aller Macht nieder. In meinem Zustand gibt es keinerlei Grund zu irgendeiner Befürchtung, die das körperliche Wohlbefinden betrifft. Oder einfacher ausgedrückt: Ich kann mir die Eier nicht mehr versengen, weil diese mit dem Rest meiner körperlichen Herrlichkeit bereits seit Wochen in einem brillantschwarzen Sarg ungefähr zwei Meter unter der Erde vor sich hin gammeln.

»Ach je, meine arme kleine Martha«, flüsterte Marlene.

»Vorsicht ...«, versuchte ich noch zu sagen, aber da war es auch schon zu spät.

Die Geräte, die die Vitalfunktionen der armen kleinen Martha überwachten, schrillten, bimmelten, piepten und brummten alle gleichzeitig los. Die Herzströme, Hirnströme, der Blutdruck und der Puls schienen verrückt zu

spielen. Es dauerte exakt dreieinhalb Sekunden bis zur Ankunft des ersten Intensivpflegers, zwanzig weitere Sekunden bis zur zweiten Krankenschwester und nur geringfügig länger, bis ein Arzt das Zimmer betrat. Alle beugten sich über die Patientin, betrachteten aufgeregt die weißen Verbände, glotzten dann zu den Geräten, zurück zur Mumie und warfen sich gegenseitig fragende Blicke zu. Bis auf den Arzt natürlich. Der blickte nicht fragend, sondern anklagend.

»Was haben Sie gemacht?«, herrschte er den pickeligen Pfleger an.

»Nichts«, verteidigte er sich. »Der Alarm ging los, während niemand im Zimmer war.«

Das war natürlich Quatsch, aber das konnte der arme Mumienwächter nicht wissen. Ich lotste Marlene aus dem Zimmer heraus und bezog mit ihr Position vor der Scheibe, durch die wir die Vorgänge in dem Krankenzimmer verfolgen konnten.

»Waren wir das?«, fragte Marlene.

Wir? Ha! Hatte ich sie nicht vorher gewarnt? Ich jedenfalls hatte keine Interferenz mit irgendeinem Gerät gehabt, da war ich mir sehr sicher. In den Wochen, die Martin auf der Intensivstation verbracht hatte, war mir die Einhaltung absoluter Funkstille zur zweiten Natur geworden. Na gut, ein paar Ausrutscher hatte es gegeben. Zum Beispiel als Martin nach langer Narkose endlich aufwachte und sich mit den für ihn völlig untypischen Worten »verpiss dich« unter den Lebenden zurückmeldete. Da konnte ich mich nun wirklich nicht beherrschen und bin etwas ärgerlich geworden. Der daraufhin ausgelöste Alarm rief sämtliche Stationsschwester und drei Ärzte herbei. Danach wurde ich vorsichtiger, trotzdem kam es noch zweimal zu ungeplanten Zwischenfällen. Nach dem letzten Geisteralarm, wie die resolute Schwester die grundlose

Panikmache unwissend, aber zutreffend genannt hatte, wurden alle Überwachungsgeräte ausgetauscht.

Heute jedenfalls war ich nicht schuld.

»Du musst dich zurückhalten wie beim ...« Zipfeln, wenn du noch nicht kommen darfst, hatte ich sagen wollen, aber ich hatte ja nicht nur eine Frau vor mir, sondern noch dazu eine Nonne. Woher sollte die wissen, was ich damit meinte?

»Halt einfach alle deine Gedanken und Gefühle ganz bei dir«, sagte ich also und hoffte, dass sie das checkte.

»Aber wie soll ich dann mit Martha Kontakt aufnehmen?«, fragte sie verwirrt.

Tja, ich fürchtete, dass jetzt der Moment der Wahrheit gekommen war.

»Vielleicht gar nicht«, sagte ich. »Ich jedenfalls kann nur zu einem einzigen Menschen Kontakt aufnehmen. Er heißt Martin und liegt im Zimmer dreiundsiebzig.«

Marlene schwieg betroffen.

»Hast du einen Kontakt herstellen können, bevor Martha ins Krankenhaus kam?«, fragte ich.

»Nein.«

»Hast du es denn überhaupt versucht?«

Von Marlene kam keine klare Antwort. Sie starrte durch die Scheibe auf den Arzt und die beiden Pfleger, die sich zwar inzwischen beruhigt hatten, aber nach wie vor mit verständnislosen Mienen die Geräte anstarrten. Alle Werte waren wieder normal.

»Ich habe mich um das Schicksal der Zurückgebliebenen nicht gekümmert«, flüsterte Marlene. »Ich war damit beschäftigt, den Weg in den Himmel zu finden.«

Krass, oder? So viel also zum Thema Nächstenliebe, Klostersgemeinschaft und dem ganzen heiligen Geschwafel. Wenn es darauf ankommt, will auch eine kleine, dicke Nonne die Erste an der Himmelstür sein. Natürlich war es